

Jüdisches Bingen

Von der Einweihung der Synagoge in der Rochusstraße bis zur brutalen Zerstörung

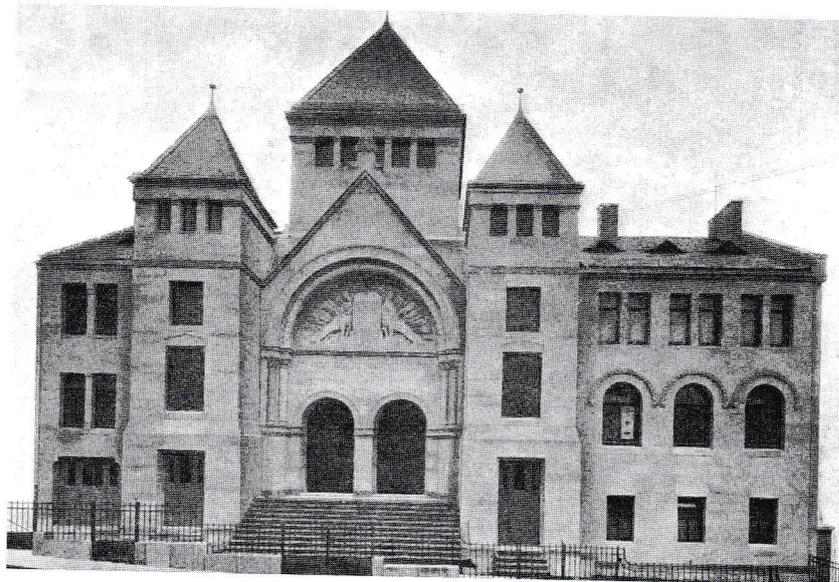
von Beate Goetz

Marian Bonem, als Marianne Nathan in Bingen am Rhein geboren, heute in den USA lebend, erinnert sich an den 10. November 1938: „Am Tag vor der Kristallnacht ahnten die Nonnen an der katholischen Schule, die wir besuchten, daß etwas Schlimmes auf die Juden zukommen würde. Sie nahmen die ganze Klasse mit zu einem Picknick in einem großen Garten jenseits des Rheins.“ (Anmerkung: *Binger Klassenkameradinnen sagen, es sei Rümmelsheim, also jenseits der Nahe gewesen*). „Wir erinnern uns, daß wir, als wir zurückkamen, Flammen und Qualm sahen, die von einem großen Feuer ausgingen, von unserer Synagoge, wie wir später erfuhren.“

Es war jene Synagoge in der Rochusstraße, die am 21. September 1905 unter großer Anteilnahme der Binger Bevölkerung feierlich eingeweiht worden war. Sie stand auf dem Terrain des ehemaligen Feist'schen Weingartens, das die jüdische Gemeinde für 40000 Reichsmark erworben hatte. Man hatte sich zu

diesem Neubau entschlossen, da das bisherige Gotteshaus in der Rheinstraße 2 „den Anforderungen der Zeit an eine würdige Kultusstätte in keiner Weise mehr entsprach, sich an den Feiertagen als zu klein erwies, der Jugend überhaupt keinen Raum bot und die Benützung der Orgelempore von bautechnischer Seite als bedenklich bezeichnet wurde“, so Rabbiner

Dr. Richard Grünfeld in der Festschrift zur Einweihung. Die Arbeitsaufträge waren zum großen Teil an ortsansässige Unternehmen und Handwerker vergeben worden, die nach den Plänen des Karlsruher Baurates Levy einen stattlichen, an die Romanik anklingenden Synagogenbau mit integrierten Verwaltungsräumen, Beamtenwohnungen und einem Schulbereich erstellten. Im giebel- und turmgekrönten Mittelbau, der von zwei leicht vorspringenden Treppenhäusern flankiert war, lagen die Hauptzu-



Die Synagoge in der Rochusstraße wurde am 21. September 1905 eingeweiht. Eine Plakette an der heute dort untergebrachten Feuerwache erinnert an die Zerstörung. Bild: Aus Festschrift von 1905.

gänge, über denen zwei steinerne Löwen die in Stein gehauenen Gesetzestafeln beschützten. Der zweistöckige Hauptraum bot im Erdgeschoß Raum für 218 Männer und auf der Empore für 171 Frauen. Als Geschenk zur Einweihung hatte die Verwaltung der Stadt Bingen der jüdischen Gemeinde 6000 Reichsmark zur Anschaffung einer Orgel bewilligt.

Rabbiner Grünfeld beschließt seine Beschreibung mit dem Wunsch: „Möge die neue Synagoge in der Rochusstraße für die Gemeinde werden: ein Haus des Segens und des Friedens, der Andacht und der Erhebung, eine Quelle der Belehrung und des Trostes, eine Pflanzstätte des lautersten Patriotismus und echter, unverfälschter Menschenliebe.“ Vor allem der letzte Teil des Segenswunsches ist ein Hinweis auf den hohen Integrationsgrad vieler deutscher Juden Anfang dieses Jahrhunderts,

insbesondere dieser Binger Gemeinde.

Welchen Stellenwert die Synagoge gerade in den bedrückenden Jahren des Nationalsozialismus für die Gemeinde hatte, belegen Auszüge aus dem Briefwechsel des Arbeitskreises „Jüdisches Bingen“ mit ehemaligen jüdischen Bingern. Eine Jüdin, die im August 1938 Bingen verließ, erinnert sich: „Um meine Jugend mehr zu beschreiben, kann ich nur sagen, daß die Synagoge in den späteren Jahren der Mittelpunkt unse-

res Lebens war. Alle meine freie Zeit wurde dort verbracht. Wir hatten Vorträge, außerdem gehörte ich zum Synagogenchor unter der Leitung von Musikdirektor Knettel. Er hatte auch den Cäcilienverein unter sich. Da ich eine sehr gute Stimme hatte, bat er mich, in einigen seiner Konzerte in der Stadthalle mitzusingen, was ich gerne tat. Das war natürlich vor 1933.“

Marian Bonem berichtet weiter, daß man ihr nach der Rückkehr von besagtem Schulausflug zu verstehen gab, sie solle zu ihrer Großmutter gehen. Der Vater, dem dringend geraten worden war, Deutschland zu verlassen, war am Vortag zu einer Geschäftsreise nach Holland aufgebrochen. „Ich erinnere mich, daß ich solche Angst hatte an jenem Abend; wir spürten, daß wir in Gefahr waren. Spät am Abend klopfte es an die Tür. Meine Großmutter sagte: „Kommen Sie herein, meine Herren“. Sie (die SA) winkten uns hinaus, gingen geradewegs auf den Geschirrschrank meiner Großmutter zu und warfen ihr ganzes Kristall auf den Boden und zerstörten alles.“

Gabriele de Steenhuijsen Piters, eine Binger Mitschülerin von Marian Bonem, schildert, wie bestürzt sie war, als sie am Nachmittag des 10. November auf ihrem Heimweg erleben mußte, daß man dabei war, das jüdische Kaufhaus Münzner in der

Kapuzinerstraße zu demolieren und zu plündern. Am ärgsten traf die damals Zwölfjährige aber, daß ein angesehenen Mitbürger zu den uniformierten SA-Leuten gehörte, die als Wachtposten vor dem Kaufhaus Stellung bezogen hatten. Sie setzte ihren Weg nach Hause fort, durch die sich in Aufruhr befindende Stadt, vorbei an der Rochusstraße, in der sich eine größere Anzahl Menschen um die brennende Synagoge drängte. Weiter stadtauswärts in der Mainzer Straße hatte ein Anstreicher, der mit Arbeiten in einer jüdischen Villa beschäftigt war, ein Gebetstuch über die Balkonbrüstung gehängt und kleinere Gegenstände des jüdischen Ehepaars aus dem Fenster geworfen.

Andere ältere Binger berichten von ausgeleerten Reissäcken vor jüdischen Lebensmittelgeschäften in der Innenstadt und von auf die Straßen geworfenen Möbelstücken.

Jüdische Mitbürger, die trotz der bitteren Erfahrungen, die sie unter den

Nationalsozialisten machen mußten, heute wieder in Deutschland leben, leiden immer noch unter den traumatischen Erlebnissen: „So kam die Kristallnacht 1938, im Kontor meines Vaters wurde der Fensterladen hochgeschoben, Scheiben eingeschlagen, und die Meute war im Hause. Vom Speicher bis zum Keller wurde alles kurz und klein geschlagen, wir mit. So zog man meine Mutter an den Haaren aus dem Bett und warf sie die Treppe hinunter. Anschließend kam der Mob ins Haus, und es wurde gestohlen, was nur möglich war.“

Es ist aus heutiger Sicht schwer zu verstehen, daß es angesichts der so verlaufenen Ereignisse, die von vielen Bürgern beobachtet werden konnten, am 11. November unwidersprochen auf der Binger Seite der Rhein-Nahe-Zeitung lauten konnte: „Diese Aktionen waren trotz der verständlichen Erregung der Bevölkerung durch äußerste Disziplin gekennzeichnet. Keinem Juden wurde ein Haar gekrümmt.“

Wie aus angesehenen Bürgern Verfolgte wurden...

Wie konnte es zu diesen ungeheuerlichen Übergriffen in der „Reichspogromnacht“ kommen? Hatten doch die deutschen Juden im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert bis zur Machtergreifung Hitlers ihren festen Platz in Staat und Gesellschaft. Sie waren auch in Bingen anerkannte Ärzte, erfolgreiche Anwälte und wohlhabende Unternehmer und Kaufleute.

In Briefen ehemaliger Binger Juden kommt immer wieder zum Ausdruck, daß die Mitglieder der jüdischen Gemeinde bis 1933 regen Anteil am kulturellen Leben der Stadt sowie allen frohen und ernsten Ereignissen nahmen. Binger Juden waren gerngesehene Mitglieder in Vereinen, gehörten den Freimaurern an, waren aktive Feuerwehrleute, fungierten als Kunst- und Kulturmäzene und zeichneten sich durch Stiftungen zu wohltätigen Zwecken aus. Die bedeutendste Stiftung, von der Stadtgemeinde verwaltet, machte Samuel Friedberg 1876 zugunsten der Armen aller Bekenntnisse. Sigismund Fridbörig war lange Jahre Vorsitzender der jüdi-

schen Gemeinde und 1831 Mitglied des Stadtrats. Im Jahr 1898 wurde dem angesehenen Binger Arzt Dr. Isaac Ebertsheim die Ehrenbürgerwürde verliehen. Ida Dehmel-Coblenz, die Gründerin der deutsch-österreichischen Künstlerinnenvereinigung Gedok, war ebenfalls eine Binger Jüdin. Zu den Opfern des Ersten Weltkrieges zählten auch 19 Mitglieder der Binger jüdischen Gemeinde, die als „Deutsche jüdischen Glaubens“ ihre Treue zum Vaterland mit dem Leben bezahlten. Im Jahr 1900 lebten 713 Juden in Bingen, das waren 7,4 Prozent der Gesamtbevölkerung, 1933 waren es noch 471 und 1939 nur noch 222 Einwohner jüdischen Glaubens.

Mit Beginn des nationalsozialistischen Regimes und seiner fanatischen Rassenpolitik wurden die Lebensbedingungen für die Juden schwieriger, der Bewegungsspielraum immer mehr eingeschränkt. Es kam zur Ausschaltung der Juden aus dem kulturellen Leben, was bedeutete, daß jüdische Künstler nicht mehr öffentlich

aufzutreten durften, Werke jüdischer Autoren und Komponisten sowie die jüdische Presse verboten wurden.

Die „Nürnberger Gesetze“ vom 15. September 1935 boten die Grundlage für alle künftigen antijüdischen Gesetze und Verordnungen. Das „Reichsbürgergesetz“ machte den Juden zum Reichsangehörigen im Gegensatz zum nichtjüdischen Reichsbürger mit der Konsequenz, daß nur der Reichsbürger die vollen politischen Rechte besaß. In diesem Zusammenhang wurde auch genau definiert, was der Nationalsozialismus unter dem Begriff „Jude“ verstand. Das zweite Rassen-gesetz, das „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“, verbot unter Strafe die Eheschließung zwischen Juden und Nichtjuden.

Hatte schon sehr früh die allmähliche Ausschaltung der Juden aus allen Bereichen des öffentlichen Lebens begonnen, so wollte man auf den enormen Beitrag der jüdischen Geschäftsleute zur deutschen Wirtschaft vorerst noch nicht verzichten, weshalb

sich viele Kaufleute noch lange in Sicherheit wähnten. 1937 setzte die zwangsweise Arisierung jüdischer Unternehmen verstärkt ein, was bedeutete, daß jüdisches Eigentum oft weit unter dem tatsächlichen Preis den Besitzer wechselte. Im Frühsommer 1938 folgte eine Verordnung, die die Juden zwang, ihr Vermögen, wenn es 5000 Reichsmark überschritt, anzuzeigen; jüdische Gewerbebetriebe mußten angemeldet und als solche gekennzeichnet werden. Im Juli und September wurden den jüdischen Ärzten die Approbation und den jüdischen Anwälten die Zulassung ihrer Kanzleien entzogen.

Mitmenschliche Kontakte zwischen Juden und Nichtjuden, bislang Normalität, wurden immer schwieriger oder fanden im Geheimen statt. Bei Juden durfte nicht mehr eingekauft werden, auch wurde 1936 die Rassentrennung in allgemeinen Schulen verordnet, was aber nicht überall konsequent durchgeführt wurde. Eine Binger Jüdin, die zuvor das Lyzeum in der Rochusstraße, die staatliche Oberschule für Mädchen, besucht hatte, wechselte Ostern 1937 ins Philanthropin nach Frankfurt, „da der Antisemitismus im Lyzeum zu groß wurde“. Einem anderen Schüler teilte man nach erfolgreichem Abschluß der Quarta am Binger Gymnasium mit, daß hier kein Platz mehr für ihn sei; er wechselte zur Berlitz Schule nach Mainz und lernte Englisch und Spanisch. Auch ein junger jüdischer Gärtnerlehrling verließ 1935 seine Familie und Bingen und ging nach Palästina, da ihm sein Lehrherr unmißverständlich zu verstehen gegeben hatte, daß

es für seine weitere Ausbildung keinerlei Aussichten mehr gebe.

Die Tatsache, daß Marianne Nathan bis November 1938 mit noch zwei anderen jüdischen Mädchen die Quinta des „Institut St. Mariä“ (Vorgängerschule der heutigen Hildegardisschule) besuchen konnte, erklärt sich daraus, daß das Institut als private Schule der Maria Ward-Schwester noch gewisse Privilegien genoß, bevor zu Ostern 1939 die Auflösung aller Privatschulen angeordnet wurde. Aber

pers sprach kurz und brachte das „Heil“ auf Führer und Vaterland aus. Eine Schülerin sagte einen Spruch auf. Es folgte das Kommando „Heißt Flagge!“ oder „Holt Flagge!“. Alle grüßten mit erhobenem Arm. Deutschland- und Horst-Wessel-Lied, je die erste Strophe, mit erhobenem Arm.“ Schülerinnen, die wegen ihrer familiärbedingten regimekritischen Einstellung den Hitlergruß nachlässig ausführten, wurden gerügt und auf mögliche Konsequenzen hingewiesen;



Die Synagoge in der Rochusstraße war der Mittelpunkt des jüdischen Lebens in Bingen. Vom Allerheiligsten existiert wohl nur noch dieses Foto. Bild: Karl Kühn

auch hier mußten bestimmte Rituale eingehalten werden, um peinlichen Untersuchungen durch die Nationalsozialisten zu entgehen. In der Schulchronik aus dieser Zeit heißt es: „Flaggenhissung fand regelmäßig zu Beginn und Schluß eines Schulzeitraumes statt. Reihenfolge: Die Direktorin oder ein Mitglied des Lehrkör-

es gab ja schließlich auch Töchter aus sehr linientreuen Elternhäusern am Institut, die solche Vorkommnisse unter Umständen melden konnten.

Die Stimmung in der Bevölkerung war beklemmend, und man war sehr auf der Hut, was man wem anvertraute; man fürchtete die Denunzianten.

Das Ende der Binger Synagoge / Augenzeugen- und Zeitungsberichte

Das war die Ausgangslage, als am 7. November 1938 die Nachricht durch die Weltpresse ging, daß am Vormittag Herschel Felber Grynspan, ein junger deutsch-polnischer Jude, den deutschen Legationsrat Ernst vom Rath in der deutschen Botschaft in Paris angeschossen habe, der Zustand des Opfers sei so ernst, daß mit seinem Ableben gerechnet werden

müsse. Über die Hintergründe, die zu diesem Attentat führten, gibt es unterschiedliche Auslegungen. Das nationalsozialistische Regime jedoch hatte endlich einen willkommenen Anlaß, die schon lange geplante totale Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben radikal durchzuführen. Letzter Anstoß zu den im ganzen Reich nach gleichem Muster

ablaufenden Pogromen war die feurige Hetzrede Göbbels, die dieser bei der Gedenkfeier zum 9. November 1923, dem Marsch auf die Feldherrnhalle, am Abend in München hielt und in deren Verlauf die Nachricht vom Tod von Ernst vom Rath eintraf.

Auch in Bingen hatte man sich an diesem Abend versammelt, wie die „Rhein-Nahe-Zeitung“ vom 10. Novem-

ber 1938 auf ihrer Binger Seite berichtet: „Und wieder wie jedes Jahr prangte Bingen in flammendem Schmuck der stolzen Fahnen des Dritten Reiches, galt es doch die Männer zu ehren, die ihre Treue zu Führer und Vaterland mit ihrem Herzblut besiegelten. Auf dem Marktplatz grüßten silbern von schwarzem Grund die unvergänglichen Namen der Gefallenen vom 9. November 1923. Deutsche

gesteckt, die Feuerwehr zwar alarmiert, aber sie verhinderte nur, daß das Feuer auf die benachbarten Häuser übergriff. Die Synagoge brannte völlig aus. In der Innenstadt wurden jüdische Geschäfte und Wohnungen verwüstet und geplündert.

Am 11. November faßten der „Mittelrheinischer Anzeiger“ und die „Rhein-Nahe-Zeitung“, wie überall im Reich, die ungeheuerlichen Ereignis-

chung verschiedener Wohnungen und Geschäfte stieß man bezeichnenderweise auf große Vorräte an Eiern, Butter, Schmalz undsoweiter. Im Laufe des gestrigen Tages brannte die hiesige Synagoge ab. Damit hat die Hochburg des Binger Judentums ihr Ende gefunden.“ Auch die kleine Synagoge der orthodoxen Gemeinde in einem Wohnhaus in der Amtsstraße 13 wurde zerstört. Man hatte die jüdi-

schon Gemeinden an ihrer empfindlichsten Stelle getroffen, ihnen die letzte Zufluchtsstätte genommen.

Ein ehemaliger Binger, der heute in Südamerika lebt, stellt dar, was er damals empfand: „Es muß wohl Anfang des Jahres 1939 gewesen sein, als es einer kleinen Gruppe jüdischer Mitbürger erlaubt wurde, die ausgebrannte Synagoge in der Rochusstraße zu besuchen, wohl um zu sehen, ob noch irgendwas vorhanden war. Ich befand mich unter diesen paar



Dieses Foto zeigt das ganze schreckliche Ausmaß der Zerstörung der Binger Synagoge vor 60 Jahren.
Bild: Günter Kleinz

Jungen, wie Standbilder aus Stein, hielten die Totenwacht. Am Abend waren alle Formationen, alle Gliederungen der Partei und fast ganz Bingen im großen Saal der Festhalle vereint, um derer zu gedenken, die für das große deutsche Vaterland ihr Leben ließen.“

Somit war auch in Bingen der Boden bereitet, daß es im Anschluß an diese Veranstaltung zu antijüdischen Demonstrationen in der Stadt kommen konnte. Ein Feuer, das noch in derselben Nacht in der Synagoge in der Rochusstraße gelegt worden war, konnte durch den Synagogendiener gelöscht werden. Am Nachmittag des 10. November jedoch drangen SA-Leute und fanatische Nazianhänger erneut in die Synagoge ein, verwüsteten die Inneneinrichtung, zerstörten die Orgel und schlugen am Portal die Köpfe der steinernen Löwen ab. Dann wurde die Synagoge in Brand

geleitet, die Feuerwehr zwar alarmiert, aber sie verhinderte nur, daß das Feuer auf die benachbarten Häuser übergriff. Die Synagoge brannte völlig aus. In der Innenstadt wurden jüdische Geschäfte und Wohnungen verwüstet und geplündert.

Der gesteuerte Pogrom, der von langer Hand vorbereitet worden war (etwa Kennzeichnung der jüdischen Geschäfte, im Juni zusammengestellte Verhaftungslisten im Polizeipräsidium Berlin und die im Juli angeordnete Erweiterung der Konzentrationslager Sachsenhausen und Buchenwald), wurde in der gleichgeschalteten Presse als spontane Reaktion der Bevölkerung auf das jüdische Attentat in Paris dargestellt und somit die Verantwortung für das Geschehen dem deutschen Volk zugeschoben.

Die „Rhein-Nahe-Zeitung“ auf der Binger Seite dazu: „Bei der Durchsu-

Leuten, die verängstigt die Tür aufmachten. Der Eindruck war unbeschreiblich und ist mir bis zum heutigen Tag in ewiger Erinnerung geblieben. In den Räumen, die durch die Umstände erzwungen zu unserem zweiten Heim geworden waren, waren nur noch verkohlte Wände, zerschlagene Möbel und in Feuchtigkeit schwimmender Unrat und verkohlte Reste des einstigen Mobiliars. Wenn man den Blick erhob, sah man anstatt der früheren Kuppel den blanken Himmel. Wo wir an den Feiertagen in erhobener Stimmung unsere Gebete gesagt hatten, wo einst über 60 Thora-Rollen, eine recht beträchtliche Anzahl für so eine kleine Gemeinde, gestanden hatten, war nun eine ganze Epoche und Tradition brutal zerstört worden. Wir wußten darum und empfanden, daß uns der Boden von unseren Füßen gezogen war. Es war das Ende.“

Der Pogrom und die Folgen / Ein Wiedersehen nach fast 60 Jahren

Neben Brandschatzung, Verwüstung und Plünderung jüdischen Eigentums wurden reichsweit über 26000 männliche Juden verhaftet und in die Konzentrationslager Dachau, Buchenwald und Sachsenhausen gebracht. Der ehemalige Binger, der heute in Südamerika lebt: „Auch für die Binger Juden war die im Volksmund sogenannte Reichskristallnacht ein bitteres Erlebnis. Schon bald darauf mußten fast alle männlichen Mitglieder für einige Wochen ins KZ Buchenwald. Sie kamen zurück mit glattgeschorenem Kopf und hatten unbeschreibliche Erniedrigungen erlitten. Der Schock war groß. Immerhin wurden vorher fast alle in Bingen von einem Arzt untersucht, und dieser versuchte, einigen von diesen den Aufenthalt zu ersparen, indem er 'feststellte', daß einige Krankheiten hatten, die ihnen den Aufenthalt dort unmöglich machen würden. Es waren eben nicht alle vom Nazi-Ungeist befallen. Mein Vater konnte sich dadurch retten.“

Mit dieser Verhaftungswelle sollte der Auswanderungsdruck erhöht werden; wer durch seine Familie beschaffte Auswanderungspapiere vorlegen konnte, wurde schneller entlassen als andere. Den Juden wurde als „Sühneleistung“ die Zahlung von einer Milliarde Reichsmark auferlegt, die durch den Pogrom entstandenen Schäden mußten behoben und die damit verbundenen Kosten selbst bezahlt werden; als letzter Schritt zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben wurde die Zwangsarisierung aller jüdischen Unternehmen, Geschäfte und Handwerksbetriebe angeordnet.

Daß auch diese Maßnahme streng überwacht wurde, zeigt ein Auszug aus einem Zeitungsartikel des „Mittelrheinischer Anzeiger“, Binger Seite vom 11. November 1938, wo es unter der Überschrift „Arisierungsmethoden, die wir uns verbitten - Nicht der Name allein darf wechseln“ heißt: „Ein deutscher Kaufmann hat mit deutschem Geschäftsgebaren aufzuwarten und nicht mit jüdischem Schmus, und wenn er das dennoch tut, dann ist er kein deutscher Geschäftsmann, sondern eine Arisierungshyäne. Und



„Das sind und waren Binger Kinder“. schreibt Doris Brück-Herzberg zu diesem Foto, das 1938 hinter der Binger Synagoge aufgenommen wurde. Zu sehen sind (oben von links): unbekanntes Mädchen; Loli Gutman oder Gutheim (Aufenthaltsort unbekannt); Marianne Nathan, nennt sich heute Marian Bonem (wohnt in Cleveland); Ellen Feist und Margot Stern (beide im KZ ermordet). In der unteren Reihe (von links) sind zu sehen Marion Wolf (im KZ ermordet); Ruth Meyer (wohnt wahrscheinlich in England); Doris Brück-Herzberg (lebt heute in Mexiko). Bild: privat

diese Gattung lehnen wir ab.“ Weiter steht geschrieben: „Die Juden müssen alle raus, aus allen Stellungen. Keiner soll mehr am deutschen Volke verdienen. Diejenigen aber, die Geschäft und Geschäftsbücher aus jüdischer Hand erwerben, arisieren die Firmen nicht, indem sie das Zeichen der schaffenden Deutschen an die Scheiben kleben, sondern indem sie als deutsche Kaufleute ein deutsches Geschäft mit deutschen Methoden führen.“ Es war ein weiterer Schritt, der in der Entrechtung, Entwürdigung und Entmenschlichung aller Juden in Deutschland gipfelte. Von den 222 Juden, die im Mai 1939 in Bingen lebten, wanderten noch zwölf aus, 150 wurden in den Konzentrationslagern Piaski-Lublin und Auschwitz (Polen) sowie Theresienstadt (heute Tschechien) ermordet.

Das Leben derer aber, die Deutschland noch rechtzeitig verlassen konnten, hat sich abrupt und grundlegend verändert. Oft waren es nur einzelne Familienmitglieder, denen die Auswanderung ermöglicht werden konnte, oder andere, die sich in Holland oder Frankreich schon in Sicherheit wähnten, wurden dort interniert und später in Konzentrationslager deportiert.

Marian Bonem geborene Marianne Nathan erreichte im April 1939

zusammen mit Mutter und Großmutter Holland, wo sie ihren Vater wiedertraf. Im November 1939 gelang der Familie die Auswanderung nach Amerika.

Doris Herzberg geborene Brück, die zweite der drei Jüdinnen der Mädchenklasse am „Institut St Mariä“, brauchte länger, um wieder mit ihrer Familie vereint zu werden. Die Eltern und der Bruder wanderten nach Chile aus, sie selbst wurde nach Frankreich auf einen Bauernhof zu Verwandten geschickt, weil man sie dort sicher glaubte. Sie konnte später Frankreich nicht verlassen, da sie keine gültigen Papiere vorweisen konnte und die Deutschen das Land schon besetzt hatten. Nach einem mißlungenen Versuch, heimlich auszureisen, wurde sie von deutschen Soldaten aufgegriffen und in das Internierungslager Rivesaltes unweit der spanischen Grenze gebracht. „Es war ein schrecklicher Ort. Die Schlafstellen waren aus Stroh gemacht, überall gab es Läuse, und das Essen war furchtbar.“ Immer wieder stellte Doris Brück Anträge, um die Ausreisegenehmigung zu erhalten. Sie war 1945 die erste deutsche Jüdin, die Paris verlassen durfte. Nach einer 30tägigen Reise auf einem Frachter erreichte sie Chile, wo Eltern und Bruder sie erwarteten. Als sie

später eine eigene Familie gegründet hatte, ging sie nach Mexiko.

Von der dritten Jüdin der ehemaligen Mädchenklasse, Loli Gutheim(er), kennt man den heutigen Aufenthaltsort nicht, sie steht jedoch auch nicht auf den Binger Deportationslisten. Die beiden einstigen Freundinnen Doris Brück-Herzberg und Marian Bonem

hatten 59 Jahre lang kein Lebenszeichen voneinander. Erst 1997 brachte eine Tochter von Doris Brück-Herzberg die Adresse der Jugendfreundin ihrer Mutter in Erfahrung. Beim ersten Treffen im vergangenen Jahr waren sich beide Frauen einig, daß sie all die Jahre von einem Wiedersehen geträumt, aber nie daran geglaubt hat-

ten, daß sie es erleben würden. Marian Bonem: „Dieser Besuch war so wunderbar, aber auch so traurig. Erinnerungen an diese schreckliche Zeit überfluteten uns. Aber jetzt hat wenigstens jede von uns die andere, um diese Erinnerungen miteinander zu teilen.“

Was aus den Synagogen und Kultgegenständen geworden ist

Immer wieder wurde die Frage nach dem Verbleib von Kultgegenständen der als sehr wohlhabend geltenden Binger jüdischen Gemeinde gestellt. Einem Zeitungsartikel des „Neuer Mainzer Anzeiger“ vom 16. April 1946 zufolge soll das städtische Museum einige Gegenstände sicher gestellt haben, die dann später in den Besitz der Kriminalpolizei übergegangen sein sollen. Weder im Stadtarchiv noch bei der Polizei gibt es Aktenvermerke, die Hinweise geben könnten. Hier scheint man, als das Ende des „Tausendjährigen Reiches“ sich immer mehr abzeichnete, genauso gründlich die Spuren beseitigt zu haben, wie dies in Vereinschroniken und im Berichtsheft der Feuerwehr geschah, wo ganze Seiten fehlen, die über Geschehnisse dieses Zeitraums Aussagen machen könnten.

Die heutige Vorsitzende der jüdischen Gemeinde Mainz, Esther Epstein, deutet zwei weitere Möglichkeiten an: Zum einen sei bekannt, daß die Nationalsozialisten nach 1938 in Prag ein „Museum für entartete jüdische Kunst“ geplant hatten, wohin viel Material gebracht worden sei. Zum anderen tauchten bis heute noch bei Antiquitätenhändlern jüdische Kultgegenstände auf, die aus privaten Plünderungen stammten und die die jüdischen Gemeinden, wenn sie davon Kenntnis erhalten, zurückkaufen. Auch sei es kein Geheimnis, daß bei Juwelieren Tafelsilber aus ehemals jüdischem Besitz umgraviert wurde. Als sicher gilt, daß eine Mainzer Thora aus Bingen stammt; sie ist seitlich signiert. Die Mainzer jüdische Gemeinde verwendet sie beim wöchentlichen Gottesdienst.

Die beiden wertvollsten Stücke, die 1905 vor dem Verkauf der alten Synagoge dort entfernt und in eine Wand der neuen Synagoge eingebaut

worden waren, befinden sich heute im Bezalel-National-Museum in Jerusalem. Es handelt sich zum einen um eine zweiflügelige eiserne, mit hebräischen Schriftzeichen versehene Eingangstür, die nach dem Synagogenbrand von 1789 von dem Gemeindevorsteher Chajim bar Aron Friedburg als Weihegeschenk dem wiederaufgebauten Gotteshaus gestiftet worden war. Sie war in die Südwand der alten Synagoge eingelassen, da der Zugang zur damaligen Synagoge durch ein der Gemeinde gehörendes Wohnhaus in der Judengasse (heute Rathausstraße) führte. Auch die 80 mal 70 Zentimeter große Rosette aus rotem Sandstein aus derselben Zeit war an der Südseite der alten Synagoge eingelassen. Solche Steinrosetten waren, so Rabbiner Grünfeld, in fast allen Vorhöfen kleinerer Gotteshäuser in Rheinhessen vorhanden und dienten als Traustein. Bis 1832 fanden in Bingen an dieser Stelle unter freiem Himmel die Trauungen statt. Zwischen den acht Strahlen der Rosette stehen acht hebräische Buchstaben für die Anfangsbuchstaben eines bei Trauungen zitierten Prophebensatzes. Unterhalb des Sternes befinden sich zwei Füllhörner, die Symbole des Glücks und des Segens darstellen; auch auf ihnen stehen die hebräischen Anfangsbuchstaben eines Psalmwortes.

Aus einem Briefwechsel der Stadtverwaltung mit unterschiedlichen Adressaten geht hervor, daß diese beiden Relikte 1964 der Stadt Köln als Leihgabe für die im Kölnischen Stadtmuseum ausgerichtete Ausstellung „Monumenta Judaica“ übergeben wurden. Noch während der Ausstellungsdauer bat die Mission d'Israel die Stadt Bingen um die „geschenkwiese“ Überlassung der wertvollen Ausstellungsstücke. Nachdem die jüdische Ge-

meinde in Mainz, die treuhänderisch die Angelegenheiten der ehemaligen Binger Gemeinde verwaltet, zugestimmt hatte, wurden Tür und Traustein in den Bestand des National-Museums in Jerusalem aufgenommen. Ein stark beschädigter abgeschlagener Löwenkopf und eine reich verzierte Säule liegen im Eingangsbereich des jüdischen Friedhofs, an der Stelle, wo einst die Trauerhalle stand. Beide Relikte verdienen eine geschützte Unterbringung, um sie vor weiterer Verwitterung zu bewahren.

Die Synagogenreste und das Grundstück waren nach der Zwangsarisierung allen jüdischen Eigentums durch Verkauf an den Binger Winzerverein übergegangen, der zeitweise in dem rechten erhaltenen Gebäudeteil ein „Weinlokal mit Musik und Tanz“ unterhielt. Im Rahmen von Ausgleichszahlungen wurde ein bestimmter Betrag später an die jüdische Gemeinde in Mainz entrichtet, die das Geld in den Aufbau der neuen Mainzer Gemeinde investierte.

1960 ging das Gelände an die Bezirkswinzergenossenschaft über, die 1962 schon an die Stadt Bingen verkaufte. Bereits damals hatte man vor, dort die Freiwillige Feuerwehr unterzubringen, was aber erst 1973 verwirklicht werden konnte. Ob diese politische Entscheidung eine glückliche war, sei dahingestellt, angesichts der Überlegung, daß die Feuerwehren bei den Synagogenbränden eine äußerst umstrittene Rolle gespielt hatten. Auch bringen immer wieder ältere Binger ihren Unmut über die Darstellung des heiligen Florian, des Schutzpatrons der Feuerwehr, auf der Wand neben dem erhaltenen Fassadenteil zum Ausdruck. Die Unkenntnis dessen, was 1938 an dieser Stelle geschah, war vermutlich Grundlage für diesen unsensiblen Fassadenschmuck.

Die Gegenwart

Als die aus Bingen stammende Jüdin Doris Brück-Herzberg vor zwei Jahren mit ihrem Mann ihre frühere Heimat besuchte, blieb sie auch an der Stelle stehen, an der die Synagoge gestanden hatte. „Wir klingelten an der Tür und ein Jüngling machte sie auf. Auf unsere Fragen wußte er uns keine Antwort zu geben. Er hatte anscheinend keine Ahnung, was die angebrachte Erinnerungsplatte bedeutete: Dort stand einmal ein Zentrum des Gebetes und einer Kultur.“

Angesichts eines solchen „Erlebnisberichtes“ wird die Unzulänglichkeit von Gedenktafeln und Mahnmalen deutlich. Aber nicht dem zufällig öffnenden jungen Mann ist ein Vorwurf zu machen. Es drängt sich vielmehr die Frage auf: Wieso gibt es noch so viele Menschen, die über eine so schicksalsträchtige Zeit in Deutschland so wenige Kenntnisse besitzen?

In Bingen gibt es seit gut einem Jahr einen „Arbeitskreis Jüdisches Bingen“, der sich zur Aufgabe gemacht hat, die Erinnerung an die ehemaligen jüdischen Gemeinden neu zu beleben und zu bewahren. War Anfang der 80er Jahre in heimatkundlichen Beiträgen noch die Rede von den „vergessenen Bingen“ und davon, daß sich die Spur der Binger Juden im Lager Theresienstadt verloren habe, wie auch die vielhundertjährige Geschichte der jüdischen Gemeinden in Vergessenheit geraten sei, dann gilt dies heute so nicht mehr.

Im Juli 1997 suchte der Arbeits-

kreis Kontakt zu den ehemaligen jüdischen Bürgern, ausgehend von dem Personenkreis, der seit Anfang der 90er Jahre mit der Stadt in Verbindung steht. War man im Vorfeld skeptisch, wie ein solches Schreiben bei den Empfängern aufgenommen würde, so war die Freude groß, als nach kurzer Zeit eine ganze Reihe Antwortbriefe aus den USA, aus Chile, Mexiko, Namibia, der Schweiz und aus Israel eintrafen; später noch aus Schweden und England. Inzwischen wollen weitere Personen, die von den Rundbriefen gehört haben, in die Liste aufgenommen werden.

Man erfuhr aus den Briefen, daß in all den Jahren nach dem Krieg ehemalige jüdische Mitbürger Bingen besucht haben, um ihren Kindern zu zeigen, „wo ihre Ahnen wohnten“. Man ging vorbei an alten Familienhäusern, an den Überresten der Synagoge in der Rochusstraße und besuchte die Familiengräber auf dem jüdischen Friedhof. Vor allem dieser Friedhof ist für die meisten der wichtigste Angelpunkt in Bingen und die Sorge um dessen Pflege und Erhalt daher nur allzu verständlich. Bei vielen ehemaligen Binger Juden ist trotz des oft schon hohen Alters der Wunsch wachgeblieben, noch einmal den Ort besuchen zu können, der für sie einmal Heimat war.

Diesen Wunsch konnte sich die ehemalige Binger Jüdin Doris Brück-Herzberg im Juli dieses Jahres erfüllen, als sie zusammen mit Ehemann und jüngster Tochter die Stadt be-

suchte, in der sie vor 71 Jahren geboren wurde. Sie hat heute ihren Wohnsitz in Chile, eine Aufenthaltsgenehmigung für Mexiko und besitzt einen deutschen Reisepaß.

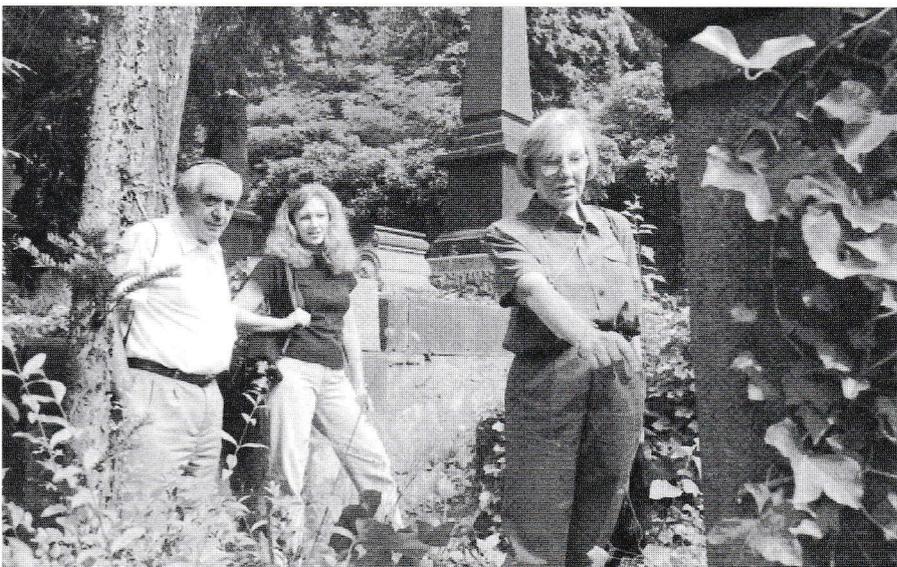
In dem offenen, engagierten Gespräch auf Burg Klopp, wo die Gäste von Bürgermeisterin Brigitte Giesbert empfangen wurden, war der ehemaligen Bingerin eine Frage besonders wichtig: „Wie ist das in Schulen, wird das, was man mit den Juden gemacht hat, übergangen oder erfahren die Schüler im Unterricht davon?“

Auf das Verhältnis von christlichen und jüdischen Schülerinnen während ihrer eigenen Schulzeit angesprochen, meinte Doris Brück-Herzberg, daß es vor 1938 überhaupt kein Problem gewesen sei, daß sie und zwei weitere Klassenkameradinnen Juden waren. Vor allem in der katholischen Mädchenschule habe man keine Resentiments gespürt. Wenn die christlichen Mädchen Religionsunterricht hatten, sei man eben in die nahe Synagoge gegangen. Auch das nachbarschaftliche Miteinander sei gut gewesen. Wenn an Weihnachten im Hinterhaus der Weihnachtsbaum angezündet wurde, brannte im Vorderhaus der Chanukka-Leuchter.

Erst als der Mord in Paris bekannt wurde, habe man gespürt, daß etwas „in der Luft lag, man ahnte etwas.“ Als elfjährige Kinder sei man jedoch noch nicht über die Hintergründe aufgeklärt worden. Die ehemalige Bingerin erinnert sich aber noch ganz genau an den Bruch, der dann folgte: „Auf einmal war man etwas anderes. Die Freundinnen kamen nicht mehr ins Haus, und wir wurden nicht mehr eingeladen.“

Mit dieser Erfahrung hatte auch der Ehemann, Hans Herzberg, ein gebürtiger Oberschlesier, in seiner eigenen Heimat fertig werden müssen. Sein bester Freund, mit dem er dieselbe Klasse im Gymnasium besuchte, sagte eines Tages: „Ab morgen sehen wir uns nicht mehr.“ Er müsse das verstehen, er wolle schließlich studieren und Karriere machen.

Und plötzlich stand auf Burg Klopp die Frage im Raum: „Was wäre geschehen, wenn die Bevölkerung damals mehr Widerstand geleistet hätte?“



Familie Brück-Herzberg auf dem jüdischen Friedhof im Juli 1998

Bild: Harald Kaster

Wäre es nach dem Vater gegangen, hätte Familie Brück Bingen nie verlassen, die Mutter aber, die sein Vertrauen in die vermeintliche Sicherheit nicht teilen konnte, sagte schon bald: „Wir müssen hier raus!“ Sie sei es auch gewesen, die die Familie später in Chile mit einem kleinen Geschäft ernährte, der Vater habe sich dort nie so recht einleben können. Besonders bedrückend sei in den ersten Jahren nach der Emigration für alle Juden, die vorher in guten Verhältnissen gelebt hatten, die unsichere finanzielle Situation gewesen. So habe ein 60tägiger Krankenhausaufenthalt des Bruders, der wegen Typhus behandelt werden mußte, die Familie in arge Bedrängnis gebracht.

Auf die Frage, ob sie bei ihren vier Besuchen in Deutschland nach dem

Krieg eine Entwicklung bei sich verspürt habe, meinte die ehemalige Bingerin: „Dieses Mal war es anders, es fand ja auch ein Treffen mit alten Klassenkameradinnen statt.“ Vor dem offiziellen Empfang auf Burg Klopp war es nach 60 Jahren zu einem Wiedersehen mit den fünf Mitschülerinnen gekommen, die heute noch in Bingen leben. Eine Teilnehmerin beschreibt später die Stimmung als offen und herzlich. Man habe natürlich viele Fragen aneinander gehabt, und die Freude, die alle über dieses Treffen empfanden, habe einen schnell wieder zueinander finden lassen.

Eine leise Bitterkeit kam dann doch auf, als sich die Erfüllung des Wunsches, einmal mit Mann und Tochter durch das ehemalige Wohnhaus der Familie zu gehen, äußerst

schwierig gestaltete. - Dabei kann ein vertrauter Blick aus der einst elterlichen Wohnung das kostbarste Souvenir aus der alten Heimat sein für Menschen, die schon lange in weiter Ferne ihren neuen Lebensmittelpunkt gefunden haben.

Anmerkung: Der Beitrag erschien im Frühjahr 1998 in ähnlicher Form als Serie in der Allgemeinen Zeitung. Die Autorin Beate Goetz ist stellvertretende Vorsitzende des „Arbeitskreis Jüdisches Bingen“ und pflegt für diesen den Briefwechsel mit ehemaligen Binger Juden in aller Welt.

Kontaktadresse: „Arbeitskreis Jüdisches Bingen“. Vorsitzender: Dr. Josef Götten, Holzhauserstr. 22, D-55411 Bingen/Rhein.

MACEWY Jüdische Kirchhöfe in Polen

Fotoausstellung in Wormser Synagoge von Petra Blachetta-Madajczyk in Zusammenarbeit mit Jan Jagielski

Worms, „Warmaisa“, eine fast tausendjährige Tradition jüdischer Geschichte und Kultur: Die erste Synagoge Deutschlands, der älteste Judenfriedhof Europas, „Heiliger Sand“, das einzig erhaltene Judenviertel Deutschlands. „Warmaisa“ - „Klein-Jerusalem“. Worms, für Deutschland die Stadt, die man mit dem verloren gegangenen Judentum Westeuropas

in Verbindung bringt.

Tausendjährige Vergangenheit des Judentums auch in Polen: Hier lebten bis zum Holocaust die meisten Juden Europas, 3,5 Mio. Hier gab es im Südosten, vor allem in Galizien Dörfer, die zu über 90 Prozent von Juden bewohnt waren, Städte mit bis zu 50 Prozent jüdischer Bevölkerung. Polen galt als Ersatz für „Das Gelobte Land.“ Assimilation gab es kaum. Das schlug sich in der jüdischen Kultur nieder, obwohl in den Städten zunehmend dem Zeitgeist nicht widerstanden werden konnte. Sichtbar bei den Gräbern wohlhabender Juden, die sich aber mit der Auswahl ihrer Symbole, die der märchenhaften Zauberwelt und jüdischer kabbalistischer Folklore entstammen, ins Ganze fügen. Die legendären Löwen und Panther König Salomons und Wesen himmlischer Sphären, halb Adler, Drache, Fisch, Löwe, Mensch oder Greif, bereicherten die „Kirkute“, die ihren ganz eigenen Stil und eine einzigartige Atmosphäre beibehielten. Besonders in der Nähe früherer Zentren des Chassidismus befinden sich



Über der Sierakowiak-Tafel die Tafel für die Familie Grynberg:

„Um die Erinnerung wach zu halten
Mosze-Jakub G.
seine Ehefrau Frajda G.
seine Söhne Icak-Majer G.
u. Szaj G.

verstarben all zu früh in den Jahren der
Hitlerschen Okkupation in Lodz und in
Warschau

Die Familie“



Gedenktafel auf der Lodzer Friedhofsmauer für den 1943 im Ghetto gestorbenen „Dawid Sierakowiak“.

zahlreiche gut erhaltene oder kulturell höchst sehenswerte jüdische Friedhöfe. Die authentischsten Zeugen eines Jahrtausends jüdischen Lebens in Polen.

Die Fotoausstellung ist noch in Speyer, Darmstadt und Frankfurt/Main zu sehen. Auskunft erteilt Dr. Petra Blachetta-Madajczyk, Tel. 06247/367